

Hirtenworte in die Zeit

„Wie eine von diesen . . .“

In einem feierlichen Hochamt, das am 31. August 1947 in der St.-Andrew's-Kathedrale in Dundee aus Anlaß einer Konferenz der britischen Gesellschaft für die Förderung der Wissenschaft stattfand, hielt Msgr. Ronald A. Knox SJ folgende Ansprache über den Text des Sonntagsevangeliums (Matth. 6, 24—33) an die dort versammelten englischen Wissenschaftler:

Sicher hätte ein Künstler, vielleicht einer, der sich damit beschäftigt, den mehr konventionellen Traditionen der Kunst zu folgen, Gelegenheit, uns ein Bild des Herrn in einer Situation zu malen, in der ich ihn noch nie abgebildet gesehen habe, wie er nämlich eine der Lilien des Feldes in der Hand hält und betrachtet. Zwar besteht kein Grund, warum die Lilie konventionell sein sollte, wahrscheinlich handelt es sich auch, wie uns die Exegeten sagen, um irgend eine andere Blume, vielleicht die Narzisse, vielleicht sogar die Gladiole, die in jenem Boden wild wächst. „Selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit war nicht gekleidet wie eine von diesen“. Wenn unser Künstler die italienischen Primitiven nachahmte, so würde er uns vielleicht einen Wiesenhintergrund geben, an dessen einem Ende Sie eine sehr kleine Gruppe sähen, die König Salomon und seinen Hof darstellt. Aber das wesentliche des Bildes würde in dem Ausdruck des Herrn liegen müssen, einer Mischung vielleicht von schöpferischem Stolz und geschöpflicher Bewunderung, die eine wilde Blume in den Betrachtungen des fleischgewordenen Gottes hervorrufen könnte.

Sie könnten vielleicht meinen, daß ein solcher Text bei einer solchen Gelegenheit eine Predigt über fundamentaltheologische Fragen hervorrufen müßte. Die Gelegenheit, wo Besucher von großem Rufe diese alte Stadt, den Geburtsort von Thomas Dick, die Heimatsadt von James Lindsay ehren und von ihr geehrt werden, muß sicherlich wahrgenommen werden, und das Evangelium des heutigen Tages begrüßt Sie mit einer jener seltenen Äußerungen, in denen der Herr den Finger auf die Zweifel und die Bedenken eines späteren Zeitalters zu legen scheint. „Wenn Gott so die Gräser des Feldes kleidet“, fordert er uns dann nicht auf, das Werk des Schöpfers in seiner Schöpfung aufzusuchen, selbst in dem, was der unnötige Schmuck seiner Schöpfung zu sein scheint? Diese vergänglichen Zeugen der Lieblichkeit, die heute auf dem Felde stehen und morgen in den Ofen geworfen werden, läßt uns nicht gerade die Kürze ihres Lebens ein, sie gegen einen Hintergrund von ewiger Dauer zu sehen? Ihr zarter Bau so geordnet, so einheitlich und doch in ihrer Mannigfaltigkeit so weit entfernt von allen Massenprodukten, spricht er nicht für das Dasein eines Geistes, der unendlich größer, wenn auch nur deshalb, weil er unendlich tätiger ist, als unserer und der doch in irgend einem Sinne unserem ähnlich ist, denn wie sollte er sonst dieselbe Gedankensprache sprechen wie wir, wie sollte er unsere Hügel mit einem Muster schmücken, das als schön zu erkennen wir fähig sind? All diese Gedanken würde unser Künstler vielleicht in seinem Bild von Jesus und der Lilie andeuten wollen.

Aber nicht das hat der Herr gesagt. Aus welchem Grunde es immer sein möge, keine einzige seiner auf uns gekommenen Äußerungen beschäftigen sich mit Menschen,

die nicht an Gott glauben. Er richtet seine Ermahnungen immer an die Leute, die zwar sagen, daß sie an Gott glauben, aber nicht die Folgerungen, die praktischen Folgerungen aus einem solchen Glauben ziehen. Vielleicht war unter den Zuhörern des Herrn ein armer Mann, der an jenem Tage gerade gezwungen gewesen war, Geld zu borgen und seinen Rock als Pfand zu hinterlassen. Während der heißen Mittagszeit macht ihm das vielleicht nichts aus, aber wie soll es werden, wenn die Kälte der Nacht kommt und er nichts hat als den Rock, um sich zuzudecken? Das Gesetz sagt zwar, daß sein Gläubiger ihn ihm zurückgeben muß, aber vielleicht war dieser Gläubiger dem Gesetz gegenüber nicht sehr gewissenhaft. Und wie er so dasitzt und über seine Schwierigkeiten nachdenkt, beginnt der Herr über die göttliche Vorsehung zu sprechen. „Ist das Leben selber nicht eine größere Gabe als die Nahrung, der Leib nicht eine größere Gabe als die Kleidung? Könnte Gott, der dir das eine gab, dir das andere verweigern? Irgendwie wird er schon sorgen.“ Und dann weist er auf die Gladiole: „Siehe die Lilie des Feldes, sie arbeitet nicht und sie spinnt nicht und doch sage ich dir, daß selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht gekleidet war wie eine von diesen.“ Ist es nicht sonderbar, daß der Herr anfang, über schöne Kleider zu sprechen? Ich glaube nicht, daß die Mutter des Herrn sehr häufig anders als in ihrer Arbeitskleidung ging. Aber das Argument des Herrn ist ja a fortiori: der Gott, der einer wilden Blume ihr Prachtkleid gibt, wird er nicht auch für dich, ein menschliches Wesen, sorgen, für dich, dem der Verlust der Wärme droht, die dein einfacher handgewebter Rock dir sichert?

Sollen wir nun hier, und zwar vor Männern der Wissenschaft, diese, wie ich glaube, schwerverständlichste aller christlichen Lehren diskutieren, die Lehre von der Vorsehung? Wir könnten kaum irgend etwas von Wert darüber innerhalb einer kurzen Predigt sagen. Ich möchte mich lieber auf eine besondere Seite dieser Lehre konzentrieren. Eine sprachliche Wendung wird nur zu leicht übersehen, wenn man die vertrauten Worte der Heiligen Schrift liest. „Wie eine von diesen“. Der Herr sieht nicht den mit Blumen bedeckten Hügel und vergleicht ihn mit Salomons Gewand. Er nimmt aufs Geradewohl ein einziges Exemplar, eine einzelne Blume heraus. Seht her, so sagt er, Salomon könnte diese eine Blume nicht übertreffen. Dasselbe geschieht im Gleichnis vom Sämann: all diese zahllosen Körner, die über das Feld hingestreut werden, worauf läuft all das hinaus? Ein Korn gibt hundertfachen, eines sechzigfachen, eines dreißigfachen Ertrag; es ist das Schicksal des einzelnen Kornes, um das er sich zu sorgen scheint. Dasselbe, sogar noch ausdrücklicher, wenn er seine Bilder aus der tierischen Schöpfung nimmt. Kauft man nicht zwei Sperlinge für einen Pfennig? Und doch fällt keiner von ihnen zu Boden ohne den Willen des himmlischen Vaters. So billig sind sie, daß man sie nicht einmal einzeln kaufen kann, aber Gott sieht sie nicht in Paaren. Und vor allem das eine Wort: „Wenn einer von euch hundert Schafe besitzt und verliert eines, läßt er nicht die neunundneunzig in der Wildnis und folgt dem einen“? Und wenn er es findet, so sagt er: „Freut euch mit mir, ich habe mein Schaf gefunden, das eine, das verloren war“. Schafe, die einander so ähnlich sind, daß Sie und ich sie nicht unter-

scheiden können. Aber für den guten Hirten ist nur dieses eine und jenes andere Schaf da.

Was bedeutet das alles? Sicherlich das, daß der Herr die Dinge durch die Augen Gottes sah. Ich will damit nicht leugnen, daß er als Mensch nach der Weise der Menschen dachte, daß er wie Sie und ich sich allgemeine Ideen bildete; aber er erzog sich dazu, den Standpunkt seines himmlischen Vaters einzunehmen, da er wohl wußte, daß dieser Standpunkt von unserem verschieden ist. Der Blick Gottes fällt auf jedes einzelne Ding. Es ist eine Schwäche unseres menschlichen Geistes, daß wir die Dinge und selbst die Menschen in Gruppen, in Massen sehen müssen. Wir sind der Anstrengung nicht gewachsen, sie alle einzeln zu sehen. Coleridge sagte ganz richtig, daß ein Mann, der auf das Dach der St.-Pauls-Kathedrale stiege und sich an alles erinnerte, was er von dort oben gesehen hat, verrückt werden müßte. Wir wählen aus, wir verallgemeinern, wir teilen die Dinge in Arten und Gattungen ein, Lilien, Weizenkörner, Schafe, Sperlinge usw. Aber der allmächtige Gott sieht jedes einzelne von ihnen. Um wie viel überzeugender ist es noch, daß er in dieser Kathedrale nicht eine Masse von Menschen sieht, die die Heilige Messe hören, sondern daß er Sie sieht und mich.

Wenn Sie deshalb überhaupt an die Lehre von der Vorsehung glauben, so müssen Sie an eine Vorsehung glauben, die für uns als Einzelne sorgt. Gott sieht uns einzeln und es ist unmöglich, daß seine Liebe weniger allumfassend sein sollte als sein Blick. Für ihn sind Sie nicht nur eine Blume in einem Strauß, ein Korn in einem Korb voll Körnern, ein Sperling in einer Schar Sperlinge, ein Schaf in einer Herde, Sie sind der Eine, dessen er sich annimmt. Wir finden es (ausgenommen vielleicht, wenn wir jemanden lieben) schwierig, an unsere Mitmenschen anders als auf eine allgemeine Weise zu denken: Menschenmassen, Bewegungen und Tendenzen in der Geschichte usw. Aber für Gott ist jeder von uns einmalig, und jeder von uns ist derjenige, auf den es ankommt.

Ist es möglich, daß wir hier so etwas wie eine Moral für die Männer der Wissenschaft gefunden haben? Sie sind mehr als alle anderen Menschen daran gewöhnt, Dinge zu etikettieren und nicht nur Dinge, sondern auch Menschen, Feststellungen über sie zu verallgemeinern, sie als eine Gattung zu behandeln. Sie haben damit ganz recht, denn das ist Ihr Beruf. Die Wissenschaft handelt vom Allgemeinen, nicht vom Besonderen. Für den Botaniker hat diese eine besondere Gladiole nichts besonderes, für den Ornithologen hat dieser eine Sperling nichts besonderes, der einzelne ist nur ein Exemplar der Art. Er hat für die Wissenschaft nur Interesse als ein Beispiel. Das Opfer irgend einer geheimnisvollen Krankheit ist für den Doktor, der ihn behandelt, ein Patient. Er ist ein leidendes menschliches Wesen und alles muß getan werden, um sein Unglück zu lindern. Ja, er ist zwar Patient, aber er ist auch ein Fall. In dem kalten Licht der Wissenschaft betrachtet, sind seine Symptome gerade deswegen von Interesse, weil sie ein Beispiel abgeben. In dieser Hinsicht differieren sie von anderen Fällen derselben Art, in anderer ähneln sie ihnen, und aus diesen Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten baut sich der allgemeine Besitz des medizinischen Wissens auf. Alles das ist, wie gesagt, richtig, alles das ist, wie es sein sollte.

Nur läßt es uns sehen, wie gefährlich die eine besondere Forderung ist, die heute allgemein erhoben wird, daß die Wissenschaftler und die Politiker Hand in Hand für die Zukunft des Menschengeschlechts arbeiten sollen. Wohl sollten sie Hand in Hand arbeiten, aber sie sollten nicht unter einer Decke stecken. Es gibt eine Tendenz, und wir alle kennen sie — und zwar spreche ich hier nicht von der augenblicklichen Politik, sondern von einem Vorgang, der schon meine ganze Lebenszeit angedauert hat — es gibt eine Tendenz, daß der Staat immer größere Macht über das Leben des einzelnen Bürgers ausüben soll. Darum geht und wird im wesentlichen die Auseinandersetzung unserer Zeit gehen, wie weit man rechtmäßigerweise die Freiheit des Einzelnen den wirklichen oder eingebildeten Interessen der ganzen Gemeinschaft opfern soll, und zwar möglicherweise der ganzen Gemeinschaft, wie sie in hundert Jahren sein wird. Nun ist in allen Ländern, wo der Götzendienst des Staates die Oberhand bekommt, das Bündnis zwischen den politisch Handelnden und den Wissenschaftlern ein besonderes Verhängnis. Es besteht die Gefahr, daß sie anfangen, mit dem Menschenleben zu experimentieren, daß sie Menschen als lebensunwert bezeichnen und sie vom öffentlichen Leben ausschließen, daß sie eine Zuchtwahl betreiben und den Geist und die Gewohnheiten der Jugend so weit, wie das möglich ist, in bestimmte Bahnen lenken. Kurz gesagt, es besteht die Gefahr der Sklaverei. Wir haben sie zwar in Deutschland beseitigt, aber wir sind noch nicht mit ihr am Ende, und überall da, wo sie zu herrschen beginnt, da besteht die Versuchung für die Wissenschaftler, ihre Seelen zu verkaufen.

Gott verhüte, daß Sie Ihre ruhmwürdige Tradition so beflecken. Wir wollen lieber hoffen und glauben, daß sie die hohe Stellung, zu der Sie Ihre Triumphe über die Natur berechtigten, zu einem besseren Zweck benutzen, daß Sie überall die Sache der Freiheit unter den Menschen und unter den Nationen unterstützen. Inzwischen wollen wir in einer Welt, die voll von Gefahren und Gründen der Entmutigung ist, die Lehre wieder lernen, die jede Generation von neuem zu lernen hat und die jede nächste Generation immer wieder vergißt, daß wir alle in Gottes Hand sind. Und welches Schicksal könnte besser sein. „Alle Dinge liebst du und verabscheust keines deiner Geschöpfe. Wie könntest du hassen und erschaffen. Nichts ward außer durch deinen Willen, dessen schöpferisches Wort es im Sein erhält. Sie sind dein und du schonst sie; alle Dinge, die leben, liebst du, du ihrer aller Herr.“

Bildnis des deutschen Flüchtlingsbischofs

Der Kapitularvikar von Ermland, Probst Arthur Kather, hielt auf der Erländer Wallfahrt nach Rulle (Westf.) im Juli ds. Js., zu der Bischof Maximilian Kaller seinen Besuch versprochen hatte, wo aber statt dessen die Nachricht von seinem Tode eintraf, die folgende Gedächtnispredigt, die ein schönes Bild des deutschen Flüchtlingsbischofs zeichnet:

Meine lieben Landsleute!

Es liegen dunkle Schatten über diesem Tag, auf den wir uns so lange gefreut hatten. Wie wollten wir heute froh sein mit unserem Bischof! Und gestern haben sie ihn begraben. Es ist so, als ob wir alle den Vater verloren